

Sonntag.

Ich hatte nie eine besondere Vorliebe für Sonntage. Meist verschlief ich sie, wachte in irgendeinem Hotel in irgendeiner Stadt auf, oder ich erkannte den Sonntag beim Hochfahren des Fernsehers an der Volksmusiksendung im Zweiten. Spätestens beim Frühstück in der Hotelbar, als die Frage nach der Zimmernummer kam, hatte ich den Eindruck, dass die Langspielplatte, die nun von meinem Kehlköpfchen abgefahren wurde auf fünfundvierzig Umdrehungen anstatt auf dreiunddreißig läuft und dass damit irgendwas ganz anders war, als ich es erwartet hatte. Nein, es lag nicht daran, dass das Leben zu schnell lief, es war die Erkenntnis, dass ich irgendwie anders bin als ich selbst denke, zu sein. Kurz danach blickte ich für gewöhnlich auf und konnte keinem der vielen Spiegel entweichen, die in solchen Hotelfrühstücksräumen an allen Ecken und Enden angebracht sind. Ich sah aus, wie ein Fünfzehnjähriger und für die anderen um mich herum wohl wie eine schmucke Dreißigjährige. Guten Morgen.

Doch die letzten vierundzwanzig Sonntage waren eben anders.

Ich bin alleine in meiner Wohnung, die Balkontür neben meinem Bett steht offen und ich erkenne den Sonntag daran, dass es auf der Strasse ungewöhnlich still ist. Im Halbschlaf öffne ich die Augen, bin aber noch nicht fähig, meinen Körper zu bewegen. Es ist als ob nur mein Gehirn wach ist, welches sich langsam in meinem Kopf ausstreckt und diesen Tagesanfang genießt. Eine Brise kommt durch die offene Balkontür über mein Gesicht. Mein Gehirn dreht sich nochmals auf die Seite, überlegt sich, weiter zu schlafen oder in der Vertikalen anzukommen. Wohl entscheidet es sich fürs Aufstehen und bewegt meinen Körper unter der Decke hervor. Ich öffne das Fenster und schaue auf die Strasse, niemand ist zu sehen. Alle scheinen sie zu schlummern, zu frühstücken oder was die Menschen auch immer sonntags für gewöhnlich tun.

Mein Gesicht ist – wie immer seit fünfzehn Jahren – von einem orangefarbenen Flaum am Morgen überzogen, der mich im Sommer vor der Morgensonne und im Winter vor der eisigen Brise beschützt, die beim Fensteröffnen hereinkommt. Ich gehe in die Küche, setze Teewasser auf und blicke auf die Zacken der blauen Krone, die das Wasser mit aller Kraft zum Kochen bringen will. Verschlafen laufe ich in mein Zimmer zurück und kann der Einladung der rosagestreiften Decke nicht widerstehen, mich nochmals auf sie zu legen. Die Sonne projiziert verschiedene geometrische Formen auf mein Bett und gegen die Wand. Ich liege auf dem Rücken und beobachte die Schatten, die die Sonne auf meinen Körper zeichnet und wie sie ihn modelliert. Mein Blick wandert auf der hellen Haut meines Oberkörpers nach unten, passiert die Hose, bevor er sich auf die beiden Beine aufteilt und über die Zehen zum Fenster hinaus springt. Das Sonnenlicht macht in dieser Perspektive meine Hose auf eigentümliche und amüsante Weise plastisch und eine winzige Bewegung genügt um diese Plastizität zu transformieren.

Mein Hirn modelliert auch – ganz, ganz andere Sachen. Ich falle in diesen Zwischenraum zwischen Wachsein und Schlafen. Meine Augen sind geschlossen und ich bemerke nur noch mit den Ohren, dass die NachbarInnen aufgestanden sind...

Ich bin auf eine Party eingeladen. Genauer gesagt eine Drag Party. Früher habe ich mich dem immer verweigert, heute habe ich Lust darauf. Eine Queen zu sein. Etwas Lippenstift, das kantige Gesicht abdecken, die Stoppeln so lange ausrasieren, dass die Löcher, die entstehen, das Make-up besser aufnehmen als alles andere, Perückchen auf, Nägel lackieren, hohe Schuhe an. Ein verführerisches Kleid, etwas zu kalt für diese Jahreszeit, schulterfrei. Alles nicht zu aufdringlich. Im Hintergrund läuft Debussys Prélude à l'après-midi d'un faune, während ich mich zurecht mache. Ich fühle mich zeitlos klassisch und verspielt. Ich laufe zur Musik im Flur auf und ab und versuche rauszufinden, was es heißt, eine Queen zu sein. Ich denke an die Nymphen, die den Faun verzaubert haben. Wie wäre ich, wenn ich eine Frau wäre .... heute abend bin ich es. Was auch immer Frau heißt, also besser gesagt, heute abend bin ich Queen. Ich wechsle mein Outfit nochmals, doch Etwas mit Schultern, das macht mich authentischer. Um mich rum stehen zahllose Spiegel. Es macht mir Spaß, meine Erscheinung zu perfektionieren. Ich bin aufgeregt als es soweit ist und ich aus dem Haus gehe.

Unten auf der Strasse laufe ich an den checkenden Männern in unserer kleinen Rotlicht-tstrasse vorbei, schwenke meine Handtasche, an der ich noch liebevoll einen

Fahrradreflektor angebracht habe, damit mich die AutofahrerInnen auch wahrnehmen. Alle Blicke sind auf mich gerichtet, wenn ich eines meiner perlonstrumpfhosenüberzogenen Beine vor das andere setze. Meine Stimme hat diese bestimmte erotische Tiefe, ist aber nicht so tief, dass sie anderen Angst macht und kann vor allem diese von klein auf erlernte Satzmelodie, die mich so schön weiblich werden lässt. Ich treffe mich mit FreundInnen am Platz vor der Kirche, hinter der die lokale Skaterjugend ihre Kunststückchen übt. Wir unterhalten uns über uns selbst und schweben die Strasse entlang. Am Kiosk hole ich mir noch ein Päckchen Zigaretten.

Es ist anders, so Frau zu sein, als ich es früher vielleicht schon einmal war. An vielen Stellen erinnert es mich. Die Art und Weise wie ich gehe. Es kostet mich viel Mut, in dieser Rolle zu bleiben. Doch ich weiß, ich bin Queen. Das fühlt sich noch mal anders an. Wenn ich morgen früh diese Kleider wieder ausziehe, werde ich mich anders fühlen. Vielleicht sogar anders gehen oder anders aufwachen.

Am liebsten eben wache ich gerade sonntags auf und genieße die Zeit nach dem Aufwachen, wenn ich so bin und bleibe wie ich bin. Ich bin nicht extrem, ich bin irgendwie dazwischen. Ich bin neugierig wie sich das Eine oder das Andere anfühlt, doch am glücklichsten bin ich, wenn ich ich selbst sein kann. So wie eben manchmal sonntagmorgens.